

Silber auf der Schreibmaschine.

Erzählt von Klaus Gadenberg.

Hundstagsruhe. Jetzt, um die Mittagszeit, schien in der kleinen Landstadt alles zu schlafen.

Nur aus einem Fenster der Genossenschaftsbank hangt etwas müde das Klappern einer Schreibmaschine. Unschönend hatte die Stille auch auf die Reaktionen des Schreibenden Einfluß ausgeübt. Es war ja auch langweilig, in der Mittagsstunde, wo doch kein Kunde kam, allein hinter dem Schalter zu sitzen und auf den Glockenschlag einzuschlagen, um die Bank endlich schließen zu dürfen. Alle anderen hatten Vorkaufe genommen, und nur Fred Dissen mußte sich dem zweifelhaften Vergnügen widmen, an Stelle der stenographischen Post zu erledigen. Zum Gähnen langweilig!

Da trat plötzlich ein Kunde ein. Ein Fremder. Fred Dissen stand höflich auf. Wenigstens eine angenehme Unterbrechung der Eintönigkeit.

Angenehm? Wohl ein Jertum. Ist es angenehm, wenn ein Mensch, den man für einen Kunden hält, plötzlich eine Pistole zieht? Fred Dissen hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Geheiratet flogen seine Hände in die Höhe.

Der Fremde setzte mit einer geschickten Hand über den Schalter. „Sie werden doch keine Dummheiten machen? Es läßt mich sehr, wenn ich Sie über den Schalter schießen möchte. Wir haben wohl Zeit, uns ganz gemütlich darüber zu unterhalten, was Sie an Vorgehen hier haben. Zuvor eine Kleinigkeit. Gestatten Sie, daß ich Ihre Taschen ein wenig untersuche! Keine Pistole? Na, dann gut. Nehmen Sie die Urne herunter! Es spricht sich so besser.“

Er war an eine der Schubladen getreten: „Bitte, machen Sie einmal auf! So, danke. Mehr Banknoten, als ich hoffe. Wollen Sie einen Augenblick zurücktreten! Bitte dort in die Ecke. Danke.“ Während er mit einer Hand die Pistole hielt, räumte der Fremde mit der anderen die Schubladen aus, stopfte die Banknoten in seine Taschen.

„Das ist sicher nicht alles“, meinte er dann. „Sie haben selbstverständlich auch einen Geldschrank. Ach, ich sehe schon: Dazwischen im Neberraum. Doch was ist...“

Fred Dissen schrak wie erlöst auf. Er hatte eben einen Blick durch das offene Fenster im gegenüber auf den Platz vor der Bank hinausgeworfen: War dort draußen irgendwas? Hätte man sich nicht auch dort vorübergehen? Wenn Fred Dissen schrie, sagte ihm der andere ohne jeden Zweifel ein paar Augenblicke in den Leib.

Aber dort kam jemand über den Platz herüber. Fred Dissen kannte ihn von weitem: Der Postsekretär Jöhrens. Kein Zweifel, der Mann wollte zur Bank. Und nun... Der Fremde war dem Bild gefolgt: „Nein, mein Lieber, der Mann dort draußen hilft Ihnen auch nichts. Er soll ruhig hereinkommen. Hier hinter der Tür kann ich alles übersehen. Wunderbar, dieses Glück. Ich kann auch dadurch schießen. Also, wir verstehen uns doch? Eine Bewegung, ein Wort, und ich schieße Sie über den Haufen.“ Er stand schon hinter der Tür.

Fred Dissen dachte, daß er der Pistole des Fremden nicht entgegen konnte. Er mußte gehorchen. Er begrüßte den neuen Kunden unbefangen: „Guten Tag, Herr Jöhrens. Womit darf ich dienen?“ — „Ich möchte den Geschäftsführer sprechen. In meiner Hypothekensache. Sie wissen ja wohl. Er ist nicht hier? Kommt erst um eins? Dann warte ich eben so lange. Ich sehe, Sie haben zu tun, Herr Dissen. Ich will Sie nicht stören. Sie haben sicher eine Zeitung da, die ich insipidieren kann.“

Der Kassierer befragte die: „Selbstverständlich, Herr Jöhrens. Wenn Sie dort Platz nehmen wollen. Sie gestatten, daß ich weiter arbeite.“

Was sollte er tun? Er mußte unbefangen sein. So verlor er die Pistolenlauf in seinem Rücken. Also mußte er weiter seine Post erledigen. Aber was sollte dann werden, wenn der Geschäftsführer kam und mit dem Postsekretär in den Raum gehen wollte, hinter dessen Tür der Fremde stand? Fred Dissen trat der Schwere auf die Stirn.

Plötzlich kam es ihm wie eine Erleuchtung. Sollte nicht eine Verständigung möglich sein, ohne daß der Mann mit der Pistole etwas davon merkte? Der Postsekretär kannte doch das Morse-Alphabet. Und wozu war er, Fred Dissen, im Kriege zuletzt beim Bismarck 674 gewesen?

Aber womit wollte er morse? Morsezeichen mußten dem Mann mit der Pistole sofort auffallen. Und die Schreibmaschine? Selbstverständlich! Mit ihr mußte es möglich sein. Morsezeichen des Herzens verstand er Fred Dissen. Kurz — irgend eine Taste. Lang — die Zwischenraumtaste. Es ging doch ganz gut. Jetzt anfangen! Kurz: kurz, kurz, kurz, kurz, Pause, lang, Pause, lang. Zum zweiten Mal wiederholen.

Da! Der Postsekretär hob den Kopf. Das geübte Ohr hatte den Anruf verstanden. Nun weiter: „Ruhig bleiben. Hinter mir steht Mann mit Pistole. Unausfälliger Bank verlassen. Bitte holen. Schluss.“

Fred Dissen fuhr sich mit der Hand über die nasse Stirn. Da stand der Postsekretär schon auf, faltete die Zeitung, kam an den Schalter: „Wissen Sie, Herr Dissen, mir dauert es doch zu lange, bis der Geschäftsführer kommt. Ich suche Sie heute nachmittag wieder auf. Auf Wiedersehen!“ Wollig unbefangen schied er zur Tür.

Der Fremde trat hinter seinem Versteck hervor: „Verdammt lange hat es gedauert, bis der Kerl verschwunden. Dachte schon, ich müßte ihn unschädlich machen. Nun rasch, Geldschrankschlüssel her! Habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Mein Freund mit dem Wagen wird sicher schon ungeduldig.“

Fred Dissen gehorchte. Er schloß den Geldschrank auf, sah, wie der Fremde neue Notenbündel in seine aufsehende unregelmäßigen Taschen verpackte. „Mehr haben Sie nicht? Na, es hat sich auch so gelohnt. Nun muß ich Sie leider ein wenig hier festbinden und Ihnen einen Knebel in den Mund stecken, damit Sie keine Dummheiten machen, wenn ich verschwinde. Tut mir leid. Etwas wird es wohl dauern, bis man Sie findet.“

Er war höflich, dieser Bankräuber, das mußte man ihm lassen. Als alles fertig war und Fred Dissen sich nicht mehr rühren konnte, zog der Fremde verbindlich den Hut: „Rufen Sie sich die Zeit nicht zu lang werden!“

Dann trat er vor die Tür, sah nach der Bank, wachte weitergehend, wie einer, der es nicht allzu eilig hat. Doch im nächsten Augenblick fiel es von beiden Seiten über ihn her. Er wollte sich wehren. Kam nicht dazu. Denn ein Dritter hielt ihn einen Pistolenlauf vor die Augen: „Keinen Widerstand! Zwei Handsefeln schnappten ein.“

In der Bank gab es eine Viertelstunde später eine kleine Unterhaltung. „Nach dem Schreck fahren Sie ruhig in Urlaub, Herr Dissen“, sagte der Geschäftsführer. „Zahlen Sie sich einen Vorschuß auf die Bezahlung aus, die Ihnen die Bank für Ihr umsichtiges Verhalten gewährt wird.“

Bevor Fred Dissen die Bank verließ, blieb er einen Augenblick vor der Schreibmaschine stehen. Fast liebend strich er über die Tasten: kurz, lang, Pause, kurz, lang, kurz. Schluss des Abenteurers.

Der Türmer.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Die Stadt, die in den Jahren der Selbstverwaltung sein Amt aufgegeben hatte, ist zu dem Jahrhundert alten Brauch zurückgekehrt: man hat von allen Seiten, samt Mariae nicht ohne seinen Wächter zu lassen.

Ich besuche ihn. Er lehnt an der Brüstung des Umgangs und schaut genüsslich auf den Markt, wo man gerade die Buden zum morgigen beginnenden Jahrmarkt aufbaut. Sein Sohn hängt an einem der dünnen Eisenpfähle, in einem an der Wand angebrachten Kasten spielen junge Tauben.

Man sieht weit über die Dächer ins Land. Berge kommen violett auf, der Strom glänzt rauchig in der frischen Frühe, eine Aufgange verfliehet. „Schön, nicht?“ meint der Alte zufrieden und schiebt seine kurze Pfeife in den andern Mundwinkel. „Schön nicht. Die Sonne scheint durch.“

Das schlafende Schiff.

Skizze von Susanne Tornwaldt

Jürgen Jürgen ging dem Ueberlandweg die kleine See- reise vor. Freilich war es schade, daß die Ueberfahrt hauptsächlich des Nachts vor sich ging. Aber immerhin — war der Himmel freundlich, so genoss man Sonnenuntergang und Sonnenanfang und hatte zwischen durch, in Stunden bestmöglicher Wochens, das seltsame Glück, in die Sterne zu sehen. Darum beschloß Jürgen Jürgen, auch seine Kabine zu nehmen, sondern die Nacht über an Deck zu bleiben.

Der Tag war im Verfliegen. Man stand an der Kelling und sah der Sonne zu, wie sie rund und rot zu den langen, schmalen Wolken sich herabsenkte, die über dem Horizont auf sie warteten. Die langen, schmalen Wolken wurden zu durchscheinendem Gold, als die Sonne sie erreichte, ein wenig hinter ihnen verweilte und dabei ihre naturgegebene Rundheit in die Länge zog, so daß sie nun einer riesigen glühenden Wase gleich, die rasch immer niedriger und mit einem Ruck hinter dem Horizont verschwand. Dann wurde es dunkel.

Nun war es dunkel. Jürgen Jürgen ging hinab, auf zu Abend und blieb noch in der Kuchalküche, um bei Zigarre und einem Kognat die bewärmende Vorbereitung für die kühle Nacht an Deck zu treffen.

Jürgen Jürgen pflegte sich seine Reisen zu Jürgen, indem er seine Mitmenschen für sich nach Beruf, Temperament, Zusammengehörigkeit bestimmte. Hier einmal er aus Bruchstücken des Gesprächs, daß es sich um den Besuch einer wissenschaftlichen Tagung handelte, die wichtig genug war, um dabei keine Behinderung gelten zu lassen. Es handelte sich also um Gelehrte und sehr unterschieden sie zu seinem eigenen harmlosen Vergnügen an einzelnen: den Temperamenten, den kritischen, den zusammenfassenden, den müden, den schlafenden und einer, den er kurzweg den Unbeleiblichen nannte, weil er in sich gefesselt, gleichsam losgelöst von den anderen, blindlos vor sich hin saß und zu fuhre er das Glas zum Mund, dann warf der dunkle Wein rubinrote Reflexe auf seine magere Hand. Es war ein Mann unbefindbaren Alters, hager, blaß und mit finsternen, traurigen Augen.

Die Unterhaltung hatte sich nun zum Fachgespräch den landwirtschaftlichen Wissenschaften des Tagungsortes zugewandelt, die einige der Teilnehmer denogen, die sachliche Fahrt mit einer Familienreise zu verknüpfen. Da erschien auch schon ein kleiner reißerischer Blondkopf in der Kajüte, ein Mädchen von sechs Jahren so etwa, sah sich um und schob eifrig auf seine Temperamentvollern zu, der sich als ihr Vater erwies.

Sie hatte ihm triumphierend die Pistole auf zu bringen, alle Kabinen seien belegt und die Kasse der Salonkabinen ebenfalls und sie würde nun in einer Kängarnette in einer ganz richtigen Kängarnette auf dem Promenadendeck schlafen. Der außerordentliche Glücksfall brachte die kleine ganz aus dem Häuschen, alle lachten und scherzten mit ihr und sie ging unbefangen und ohne Schamhaftigkeit darauf ein.

Der „Unbeleibliche“ war aus seiner Veranlassung erwacht und sah mit einem Ausdruck, der sein hohes, gelbes Gesicht eigenmächtig wandelte und erklärte, in das lustige Kinder- gesicht. Selbstbewiesend redete er die Hand, um sie zu sich heranzuziehen. Sie aber erschrak vor dem bleichen, feinsten Mann, rief sich los und lief eilig hinaus.

Jürgen Jürgen stand auf, zählte und ging zum Boot- deck hinaus. Man begann in den Kajüträumen und auf dem gelochten Promenadendeck zur Nacht zu rufen. Aber noch war es lebhaft wie in einem Bienenstock. Stenards liefen mit Biergläsern und Tiegern, und da der Abend schon war, so gab es auch an Deck noch reichlich viel Leben und Unruhe. Also zog Jürgen Jürgen mit seinem Gesicht hinter eines der Boote, um zwischen Kelling und Promenade, vom Licht und den Menschen getrennt, See und Himmel ungestört für sich zu haben.

Nach und nach wurde es still. Stimmen vom Schilde herauf klangen müde und verflüchteten. Bald war nichts als das Rauschen der Bugwelle und das einschlafende Stöhnen der Turbinen in der flaren Dunkelheit. Jürgen Jürgen wachte sich in seine Decke, lag zurückgelehnt und außerordentlich zufrieden mit dieser betörenden, ungewöhnlichen Nacht und sah in die Sterne. Bei dem leisen, nahezu un- fühlbaren Wogen des Dampfes schienen sie um den Mann herum sanft und losgebunden im Himmelraum zu schwin- men. Er empfand das als etwas unendlich Vergnügliches.

Jürgen Jürgen machte auf, weil seine Decke der Kühle der Nacht nicht gewachsen war. Er froh. Ungern und ein wenig leicht tauchte er mit dem Arm aus seiner Um- hüllung, redete ihm vom Bootsfahrer in die Scheinwerferleuchte des Mastlichts, um nach der Uhr zu sehen. Es war eine Stunde nach Mitternacht.

Ueber ihm stand groß und sehr klar das Sternbild des Großen Bären. Wind war vom Nordosten aufkommen und

blies gerade in sein Versteck. Er schloß sich aus seiner Decke, um aus dem Handteller, den er im Salonkajütraum unter eines der Sofas geschoben hatte, etwas Bewärmendes sich zu holen.

Als er hinter dem Bug seines Rettungsbootes auftauchte, sah er, daß nicht er allein hier auf dem Oberdeck geschlafen hatte. Steuerbordwärts stand ein anderer Deckstuhl, auch im Schatten der Bootwand, aber nicht so verborgen, daß man darauf eine achlos zurückgeworfene Decke und eine geöffnete Handtasche nicht hätte erkennen können. Ueber das lau- beglante Deck aber glitt langsam, vornübergebeugt, die magere, dunkle Gestalt des Fremden, des „Unbeleiblichen“ von der abendlichen Tagung in der Kuchalküche.

Nun stieg Jürgen Jürgen unbemerkt hinter dem andern die Decktreppe und die Treppe zum Promenadendeck hinab. Wie der Mann vor ihm, ging er behutsam, um die Schläfer nicht zu stören und war im Begriff, in die Salon- kajüte abzubiegen, als er zögernd stehen blieb, um zu sehen, was der Fremde Werkwürdiges im Sinn habe.

Das Promenadendeck war jetzt, als improvisierter Schlaf- raum, absonderlich und beinahe ein wenig unheimlich: Die menschenerfüllte Stille, die zielbewußte Unordnung, in der die Regelmäßigkeit nebeneinander und durcheinander standen, zwischen Schiffsbänken und auseinanderkomponierten Klapp- stühlen, während darüber, wie die Fiebermäuse, an dünnen Schürzen, körperbetonte Fingerringen von der Decke baumelten.

Die vielen Menschen im tiefsten Nachmittagschlaf auf engem Raum eng nebeneinander, in ihre Decken und Mäntel gewickelt und unbekümmert um Schön und Häßlich, um Alter, Lebensstellung und Beruf in dem monotonen schlafenden Licht der grünlichgelben Deckenlampen. Einfache und elegante Menschen. Junge — alte Menschen — Kinder. Rätsellose und ruhvolle Gesichter und andere, deren Geheimnisse diese Stunde preisgab.

Denn niemand vernahm im Schlaf anders sich zu geben, als er ist, und kein Wille beeinflusst den Ausdruck von Gut und Böse, Freude und Leid.

Es war nicht zu verurteilen, wenn Jürgen Jürgen stehen blieb und mit Gedanken, dann mit einer gewissen Begeisterung der düsteren Gestalt des Fremden nachdachte, der zwischen Stille und Stöhnen entlassig, prüfend um sich sah, jagerte, weiter schlich und sich besonders für den Inhalt der Hängematten zu interessieren schien.

Jürgen Jürgen hatte vergessen, weshalb er gekommen war und ging tiefer hinterher. Die Nacht, die Stille — gleichsam unterirdisch vom gleichförmigen Stampfen der Maschinen — diese ganze ungewöhnliche Umgebung wirkte zusammen, um den unheimlichsten Vermutungen Raum zu geben. Gestimmt verfolgte er jede Bewegung des Mannes, der da mit einem kleinen unheimlichen Gegenstand unter dem Arm vor ihm herlief.

Der schien gebunden zu haben, was er suchte. Sorgsam stieg er über Handgepäck und vorgelegte Beine und beugte sich über eine Hängematte. Kurze Zeit stand er unbeweglich, zog den geheimnisvollen Gegenstand hervor und war im Begriff, in die sich bedeckenden Leinwand der Matte zu langen, als Jürgen Jürgen mit raschem Griff die Hand ihm auf die Schulter legte. „Was wollen Sie...?“ Er küsterte, aber es klang kurz und schroff. Er sah ein schlafendes Kind, durch die Berührung leise geschaukelt.

Der Fremde richtete sich auf und der Gegenstand in seiner Hand erwies sich als ein lustiger, weißer Teddybär.

„Was — wollten Sie —“ wiederholte Jürgen Jürgen verwundert und etwas verlegen. Der Mann hatte sich un- willig umgewandt — nun sprang ein kleines Mädchen in dem letzten Licht auf — so ein kleines, kleines Mädchen. Sor- nam legte er den Teddy in des Mädchens Arm, das verum- schuldete, aber gleich wieder in seinen tiefen Kinder Schlaf sank und das Spielzeug fest an sich drückte.

Er sah die lange an, stieg dann ebenso vorsichtig wie vorher über die wachsenden Dinge und bat mit einer Be- wegung Jürgen Jürgen, ihm nach oben zu folgen. Auf dem einsamen, spiegelnden Deck blieb er stehen und wartete. „Sie steht aus wie mein totes, kleines Mädchen“, sagte er vorsichtig, indem er an ihm vorüber in die helle Nacht sah — „sie sieht aus wie die kleine Ruth, die so lachen konnte, daß die Welt hell davon wurde. Es war gut, dieses Kind anzusehen — ich habe ihr Ruths Teddy gebracht — wenn sie aufwacht, wird sie lachen, wie Ruth gelacht hat...“

Der Fremde lehnte sich mit zurückgelehnten Armen auf die Kelling. Er sah nicht mehr finstern aus. Sein Gesicht war sehr blaß, sehr freundlich und sehr traurig.

Der Dampf schaukelte ein wenig stärker. Um den Mast schwammen die Sterne sanft und losgebunden im Himmelraum.

Der Wein blüht.

Kleine Geschichte von Hermann Ler.

Im Gasthaus des kleinen Wingerdorfs saßen die späten Jecher. Von überall hatte sie der Rhein- und Weingauer hergeführt. Von vielerlei Zungen klang es fröhlich in den Abend hinaus: „Nur am Rhein...“

Die Winger standen am Türpförtchen ihrer Höfe, ihre Frauen saßen auf den breiten Zeintreppen, und ihr Herz sang den Frohsinn mit, der sich aus den weinsüßlichen Reben in die schmale Dämmerung schwang.

Verstimmte Männer waren in dem weitbekannten Gast- haus versammelt. Aber heute war jeder nur Mensch und buzte den Nachbarn; die Hände schlangen sich immer wieder ineinander, als sollte es ein ewiger Bund werden. Der Wirt schmunzelte. Sein Töchterlein konnte den Herren nicht schnell genug die Becher füllen.

„Silentium!“ Der fünfundsiebzigjährige Altwinger Jakob hatte es gerufen. Er war aufgesprungen. Sein weißes Haupt ragte über alle Becher empor. Vorgeknippt er durch die geöffneten Fenster zu den Bergen hinaus.

Im violetten Dunkel lag die Ferne. Auf den Rhein- wiesen brauten die Reben. Die Linden vor dem Hause flüsterten im fädelnden Nachtwind. Die alte Kirchenruhr hob raselnd vom Schläge an. Reihmal stand es metallisch in der schwachen Stunde. Und noch immer stand der Alte und lauschte, und der Kreis rundum schwieg.

Wie von Schritten, schweren Stiefeln, mit Nägeln be- schlagen, im eilenen Lauf kam es die Gasse herunter, flüsterte an dem Fenster des Gasthauses empor, steckte den Flachsopf in die Stube und rief mit knabenfrischer Stimme: „Großhohn, Großhohn, der Wein blüht, im Hergottswinger hängt das ganze Geheiß schon voll. Großhohn, Gutnacht, Großhohn!“ Und lief schnell nach Hause.

Das war des Altwingers Jakob Urkel gewesen. Ueber den Kreis kam es wie über einen Propheeten des Herrn. Er hob sein Glas: „Der Wein blüht! Der Wein blüht! Nicht Ihr's noch nicht, Ihr's Herren?“ Er sog den süßen Duft ein, und alle ameten mit. „Wie Weißbraut, wie Linden, wie Ros- marin, wie das Rheinwasser, wie der Erdboden. Das alles sagt die Rebe in sich, heute nach dem Dunst, den die Erde brant, morgen das Gold, das die Sonne schickt.“ Er hob das Glas. Die andern taten's ihm nach. „Himmel und Erd, hier kommt's zusammen!“ — er deutete auf den perlenden Wein im Glas — „Himmel und Erd, ich trinkt's in mich hinein.“ Und leerte das Glas in einem Zug.

Die Becher alles recht begreifen hatten und eben das „Hoch, Hoch, Hoch!“ rufen wollten, war der Kreis über den Tisch gesprungen. Er ergriß des Wirtes Tochter, leuchtete sie hie und da in den Armen, und hob das kleine, leuchtende Ding in die Höhe: „Der Wein blüht, der Wein blüht. In dem Keller rumort's, in den Bergen duftet's, im Herz jauchzt's. Es lebe der junge Wein! Hoch!“ Stehend stimmten alle ein, das Mädchen zog ein Glas des Weines ein und brachte es dem Alten: „Und der alte Wein auch!“

Das Singen und Klängen aus der nächsten Stube hob sich über die gelassenen Tische der Stuben. Die Winger saßen über die gelassenen Tische der Stuben. Die Winger saßen über die gelassenen Tische der Stuben.

die typischen, mondcheinigen Gesichter der Wingerhäuser und vermählte sich im blühenden Geheiß mit dem Duft der Blüthenknoten.

Ein süßes Erschauern ging über die Reben in all den Bergen, die Winger saugten tief aus der Finsternis der Erde, was sie ihnen gab: Kraft, Herbe, Stärke. Aus den Blättern träufelten des Tages Sonnengold und Sonnensüße in die neue Rebe, der Nachtwind gab seine Milde, die Sterne identen ihre Lieblichkeit, und der Rhein ließ seine Zauberkraft. Drunken im Gasthaus aber sprach der Altwinger Jakob der soeben erzählt hatte, wie der Herrgott die Rebe geschaffen, „So etwas Edles ist der Wein. Wer sich daran erhebt, dem glänzt er noch schöner, reiner; wer sich damit beschnuht, macht das Edle gemein.“



Die Fabel von der Wahrheit und der Lüge.

Poesie und Moral in einem altägyptischen Papyrus.

Von E. A. Sagedorn.

Aus einem Papyrus des zwölften Jahrhunderts v. Chr. wird eine Fabel veröffentlicht, die sowohl hinsichtlich der merkwürdigen Art ihrer Darstellung als auch der ethischen Deutung, die sie zuläßt, von Interesse ist.

Lüge und Wahrheit sind Brüder, die sich bekämpfen. Wahrheit wird von seinem Bruder angeliebt und vor das Gericht der Götter gebracht. Lüge sagt unter seinem Eid aus, daß sein Bruder ein Schwert bestehe, dessen Klinge so groß wie ein Berg und dessen Griff ein Baumstamm sei. Der Sinn dieser falschen Aussage ist nicht deutlich erkennbar, da der Papyrus stark beschädigt wurde und viele Stellen auf- weist, doch darf wohl angenommen werden, daß Lüge be- hauptet, sein Bruder wolle mit dieser gigantischen Waffe die Götter bekämpfen. Wahrheit wird von den Göttern verur- teilt. Er soll gebunden werden. Die Diener vollziehen das Urteil und lassen ihn nicht, wie befohlen, von Löwen zerreiß- en, sondern bringen ihn in ein Haus, in dem er als Zucht- dienst muß. Eine in dem Hause wohnende Frau verließ sich in den Händen und gebiert ihm einen Sohn von un- vergleichlicher Schönheit und Klugheit. Der Leut in der Schule vorzüglich das Schreiben und ist auch in allen Leibesübungen der Beste. Aber seine Mischlinge verpö- tten ihn als Vaterlos. Er stellt seine Mutter zur Rede. Diese zeigt ihm den Geblenden als seinen Vater. Der Sohn setzt den Alten auf einen Sessel und verjagt ihn mit Speise und Trank. Dann erfährt er von ihm, wer ihn geblendet hat. Er will Vergeltung üben und wählt dazu einen sonder- baren Weg. Er nimmt einen besonders schönen Ochsen, führt ihn auf die Weide, wo der Hirt von Lüge besten Vieh- hütet; durch Geschenke macht er sich den Schärer geneigt, daß dieser gestattet, den Ochsen unter der Herde weiden zu lassen. Das Tier gedeiht hervorragend, so daß Lüge den Ochsen zu besitzen wünscht und ihn fortführt, um ihn zu verzeihen. Der Knabe erhebt Klage bei den Göttern. Lüge bietet ihm Ersatz aus seiner Herde an, aber der Knabe sagt: „Gibt es denn einen Ochsen, der so groß und schön ist wie meiner? Wenn er im Amossee steht, so liegt sein Schatten auf dem Papyrusstauden. Eines seiner Hörner ruht auf den westlichen Bergen, das andere auf den östlichen. Das große Lal ist seine Lagerstätte, und täglich werden ihm sechzig Kinder geboren.“ Lüge erwidert: „Das ist alles nicht wahr, einen so großen Ochsen gibt es gar nicht.“ — „So“, antwortet der Knabe, „gibt es denn ein Schwert von der Größe, wie Du gesagt hast?“ Darauf wird Wahrheit gerechtfertigt und Lüge ver- urteilt und geblendet.

Mit Recht weist Professor Dr. Ermann in der Zeit- schrift „Forschungen und Fortschritte“ darauf hin, daß wissenschaftliche Aufschlüsse uns die Schrift über das bürgerliche Leben der alten Ägypter gibt, da wir erfahren, daß man gegen Entgelt fremdes Weibehel aufnahm, die Knaben in der Schule in Gesellschaften und Körperbildung unterrichtet wurden und daß die Schüler ihren Kameraden aus gesellschaftlichen Gründen verpöhten. Aber ebenso inter- essant erscheinen uns der tiefste Sinn und die ethischen Werte dieser Fabel.

Die Lüge und die Wahrheit liegen miteinander ständig im Streit. Die Lüge erringt durch Falschheit einen Augen- blicksieg. Die Götter glauben ihr. Die Wahrheit wird durch Blendung zur Unfähigkeit verdammt und durch den unter- geordneten Posten eines Zuchtstubes des Aufsehens beraubt. Trotz der Wilschachtung und Hilflosigkeit ist die Wahrheit also noch imstande, das Haus, den Sitz der Familie, und das heilige Feuer des Herdes zu schützen. — Das Weib, das nicht mit kühlem Verstand urteilt, sondern mit gefühlsmäßiger Wärme empfindet, erkennt den Wert der Wahrheit. Sie ver- bindet sich damit und gibt einem Sohn von unvergleichlicher Schönheit und Klugheit, nämlich der Gerechtigkeit, das Leben. So wird also aus der Verbindung der Wahrheit mit dem sozialen Empfinden die Gerechtigkeit geboren. Man verpöht sie, da man ihren Ursprung nicht erkennt. — Sie aber erfährt, daß sie von der Wahrheit stammt, hebt die aus der Erniedrigung von der Türschwelle auf, bringt sie wieder zu Aufsehen, indem sie die Wahrheit auf den Sessel setzt, und dadurch, daß sie ihr Speise und Trank besorgt, wieder zur Wirtschaft. Dann übt die Gerechtigkeit an der Lüge Vergeltung und überwindet sie mit deren eigener Waffe. Die Lüge wird als solche erkannt und geblendet, die Wahrheit dagegen gerechtfertigt. So hat die Gerechtigkeit die Wahrheit wieder zu Ehren und Aufsehen gebracht und die Lüge vernichtet.

Die Ueberlegung dieser Fabel ist überaus wertvoll, da sie uns einen tiefen Einblick in die feinstnimmige Poesie und in das hohe sittliche Empfinden der alten Ägypter gestattet.

Anekdoten über Künstler.

Von Paul Steegemann.

Es ziemt sich, mit Goethe zu beginnen. In Italien zeichnete, skizzierte und malte die Angelika Kaufmann ihn immer wieder. „Er ließ es sich gutmütig gefallen, und nach Weimar berichtete er voller Anerkennung: „... es wird immer ein hübscher Junge, aber von mir keine Spur.“

Als Otto Dix, Erfinder der Neuen Sachlichkeit, noch nicht Professor in Dresden war und noch lange nicht Ordentliches Mitglied der Preussischen Akademie, Abstellung für die bil- denden Künste, da begab er sich mit einem gefährlichen Spazier- stoch zur Eröffnung der Ausstellung, wo trotzig auch seine Bilder an der Wand hingen. „Den Stoch müssen Sie ab- geben“, wurde er an der Tür aufgehalten, doch Dix weigerte sich: „Aber nein! Den brauche ich für die Kritiker.“

Cäsar Klein war um elf Uhr ins Theaterbüro bestellt, er sollte als Gast eine neue Oper ausführen. Um elf Uhr fünfzehn erschien der Gewaltige des Hauses, aber da war dem Bühnenbildner die Lust vergangen. Er mochte nicht mehr, es war ihm gleichgültig: „Tut mir leid, Herr Direktor, ich habe eben mit Warten aufgehört.“ Sprach's und ließ's bei Verdunkten allein.

Opernausstellungen sind überhaupt eine Sache für sich. Wenn die Kassen endlich dastehen, machen sie oft einen ganz anderen Eindruck als auf dem Papier. Der Bühnenmalers hat dann die Schuld, und mal ließ sich Cäsar Klein voller Zorn hin- reihen: „Das geht denn aber doch nicht, Herr, das ist ja die reinste Operndekoration!“ — Er kam erst wieder zu Be- stimmung, als Klempner ihm freundlich entgegenkam: „Bitte, Herr Professor, das soll es doch wohl auch sein.“

Seine Begeisterung nimmt Cäsar Klein versucht er- ert. Er bemüht sich auch, seinen Schülern die Theorie des Malens beizubringen. „Wissen Sie denn nun, was das bedeutet: Ba- leure, Ton, Licht, Schatten, Konstitution, Linie, Komposition?“ „Jawohl, Herr Professor“, ist die einstimmige Antwort, und darauf Klein mit lauem Lächeln: „Dann seien Sie froh, daß ich es nicht.“